

Das Prinzip Archiv:

Über Gott und die Welt,
über Tod und Teufel

Ein etwas saarländlernder Essay zur Verabschiedung von Frank Rainer Huck

und etwas auch über
dem (sic!) Regenbogen ...

Von Bert Lemmich

Sehr geehrter Herr Huck, sehr geehrter Herr Purkarthofer, verehrte Gäste! Wir vom Archiv!

Günter Grass, aktuell amtierender Literaturweltmeister, begann seinen letzten, was den Umfang betrifft, großen Roman mit genau diesen Worten: »Wir vom Archiv«. Ich denke, das passt auch hier. Zumal auch der Titel des Romans in diesem Zusammenhang angemessen ist: »Ein weites Feld«. Denn »ein weites Feld« ist auch das Archiv. Fühlen wir uns also nicht allzu sicher: Mit vielen Widersprüchen und selbst mit der Sintflut müssen wir rechnen.

Denn es begab sich und steht geschrieben, dass der HERR die Menschen, die er geschaffen hatte, vertilgen wollte, weil ihre »Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar«. Das Dichten?

Nun, ganz so schlimm mit der Vertilgung sollte es bekanntlich zunächst nicht kommen: Noah zum mindest fand Gnade. Der HERR ließ ihn einen schwimmfähigen Kasten aus Tannenholz bauen, in der Größenordnung einem heutigen Riesentanker vergleichbar: die berühmte Arche. Und auch Noahs Frau wurde gerettet, seine Söhne und die Frauen seiner Söhne. Und die Söhne hießen Sem, Ham und Jafet; Sem ist uns, ganz unbewusst, noch heute in Erinnerung.

*

Wenn man der Bibel glaubt, war also der HERR der erste Archivar: sozusagen Archivdirektor. Und Noah war sein Archivoberrat. Der immerhin das Überleben der Menschheit sicherte – und das der Tiere.

Am Anfang der Schöpfungsgeschichte also war zwar das Wort, aber nicht wenig später dann, anlässlich der Sintflut, folgte an prominenter Stelle das Prinzip Archiv, die Arche Noah. Erstes Buch Mose, sechs bis acht.

Die Arche Noah: das erste Archiv! Zumindest ein oder sogar der Archetypus des Archivs, dessen archaische, früheste Form. Arche, Archetypus, archaisch, Archiv – ich denke, das lässt sich hören.

Selbst, wenn der schöne Klang uns täuscht. In einer »Einführung in die Archivkunde« nämlich lese ich, »Archiv« sei nicht von griechisch *archaios*,

alt, abgeleitet. Das hat seinen Grund, denn das Prinzip Archiv hat durchaus nicht nur mit dem Alten zu tun; es ist vor allem zukunftsorientiert.

Das zeigte sich schon bald: Nachdem Noah gerettet ist, schließt der HERR mit diesem bekanntlich seinen sogenannten Bund, der durch ein Zeichen symbolisiert wird. Dieses Zeichen ist der Regenbogen, ein Siegel, eingeritzt, eingeschrieben in den Himmel: archiviert. Dieses Zeichen soll an den Bund erinnern, um das zukünftige Leben zu regeln: Erinnerung an und vor allem für die Zukunft.

Bilder und Zeichnungen und wohl auch Skulpturen sind es, die am Anfang der Geschichte des Archivs stehen: Materialisierungen in und aus Fels und Stein – oder auch auf der Haut. Letztere Form der Archivierung hat heute wieder Konjunktur, ist aber wenig brauchbar – wegen zu geringer Haltbarkeit. Was ist denn schon, für einen Archivar, ein Leben lang ...?

Verwandt mit der Tätowierung ist ein ebenfalls aus der Bibel bekanntes Verfahren: das in der jüdischen Tradition bis heute erhaltene Ritual der Beschneidung. Eingeritzt, -geschnitten wird die Vorhaut des männlichen Gliedes, Archivierung eines Symbols. »Und so«, sprach der HERR zu Abraham, »und so soll mein Bund an eurem Fleisch zu einem ewigen Bund werden«.

Und später dann die Schriftzeichen: Nach dem Auszug Israels aus Ägypten, angelangt am Berg Sinai, empfängt Moses die zehn Gebote und allernhand Rechtsordnungen. Aufbewahrt werden diese in der berühmten Bundeslade; im zweiten Buch Mose wird ausführlich beschrieben, wie dieses Archiv beschaffen ist: haltbar ist es und auch kostbar, ein Heiligtum, lateinisch *religio*.

Die Bibel, die Heilige Schrift selbst, ist eine Art Archiv. So wie jede Schrift. Schreiben heißt: fest-schreiben; die ältesten Schreiber haben ihre Zeichen eingemeißelt oder eingeritzt. Ein Gesetz oder eine Idee wird aufbewahrt, konserviert, materialisiert. Und damit in gewisser Weise auch getötet; vielleicht ist es kein Zufall, dass der ägyptische Gott der Schrift ausgerechnet »Thot« heißt.

Eine solche Tötung allerdings geschieht auf Widerruf. Der Leser nämlich kann den Sinn der

Ende 1999 ging ein Mitarbeiter des Saarländischen Rundfunks in den Ruhestand: Frank Rainer Huck.

Seit 1975, also fast ein Vierteljahrhundert lang, war er Leiter des SR-Schallarchivs, genauer: Leiter des SR-Bereiches »Archive, Bibliothek, Dokumentation«.

Zur Verabschiedung von Frank Rainer Huck verfasste einer seiner Mitarbeiter, Bert Lemmich, einen als Rede gestalteten Essay, der erstmals am 17. Februar 2000 im Rahmen der SR2-KulturRadio-Sendereihe »Radiotop: Literatur im Gespräch« vorgetragen wurde – während der Verabschiedungsfeier am 21. Dezember 1999 war dazu keine Gelegenheit.

Diese Verabschiedungsfeier war zugleich Willkommensgruß an den Huck-Nachfolger Hans-Jürgen Purkarthofer. Motto der Veranstaltung: »I say goodbye and you say hello«.

Das Ereignis liegt nun mehr als ein Jahr zurück. Wem das lange erscheint, denkt gewisslich nicht in jenen zeitlichen Dimensionen, in denen Archivare dies zu tun gewohnt sind.

Da sich auch der STRECKENLÄUFER seit je keiner Tagesaktualität verpflichtet fühlt, kann er verhindern, dass Bert Lemmichs Reflexionen auf unabsehbare Zeit im Tonarchiv verschwinden.

Während das Sammeln also eine wohl eher anthropologische Konstituente des Menschseins ist, den Menschen erst zum Menschen macht, eine sozusagen triebhafte Leidenschaft, ist die Tätigkeit des Archivars an sich eine, unabhängig vom Gegenstand des Archivierens, kulturelle, zivilisatorische Leistung, weil kühle Profession. Der Archivar opfert sich. Und leistet Triebverzicht. Er sammelt nicht. Er archiviert.

Vielleicht ist genau das die reale Basis, auf der das Gerücht gewachsen ist, unter Archivaren gäbe es besonders viele sexuelle Triebtäter. Sexuelles Verbrechen als Ersatzhandlung? Weil der Sammeltrieb nicht ausgelebt werden kann?

Ich erinnere mich dunkel, so etwas tatsächlich schon einmal gelesen zu haben. Klar aber ist: »Wir vom Archiv« können mit solchen Behauptungen nur eines tun: sie dementieren, besser noch: der Kassation zuführen.

*

Sie hören: Die Wege über das »weite Feld« des Archivs können sehr abschüssig sein, und wer sich im Archiv des Archivs umschaute, in der Geschichte des Archivs also, der gelangt hier und da an die finstersten Abgründe:

Der archivarische Fachbegriff »Selektion« zum Beispiel erinnert mich immer wieder an die Rampe von Auschwitz, wo Männer und Frauen in weißen Kitteln darüber entschieden, wer in die Gaskammern kommt, wer sofort in die Gaskammern kommt.

Ich sage »Männer und Frauen in weißen Kitteln«, denn Ärzte können diese nicht gewesen sein, da Ärzte ja geschworen haben, Menschenleben retten zu wollen. Wirkliche Ärzte also sind eher Sammler, sie retten jeden. Versuchen es zumindest. Jene Weißkittel aber lassen an den kühlen Archivar erinnern, der bewertet, auswählt und selektiert – und kassiert, vernichtet.

Ich hoffe, vor allem meine Kolleginnen und Kollegen verzeihen mir diese zugegeben sehr extreme Assoziation, aber wenn ich das Hohe Lied der Arche Noah singe, dann kommt mir schon fast automatisch Auschwitz in den Sinn. Denn das Regelwerk, nach dem dort, in Auschwitz, ausgewählt, selektiert wurde, hatte als Grundlage den Antisemitismus. Und Sem, Sie erinnern sich, war einer der Söhne Noahs. Und die Nachkommen Sems, das waren eben die Semiten. Zu denen man auch die Israeliten rechnet.

Spätestens 1942, während der Wannsee-Konferenz, wurde die Entscheidung des HERRN, die Semiten und damit auch die Juden zu retten, annulliert: Aus den ehemals Geretteten wurden die Opfer.

Auch im 21. Jahrhundert wird der Völkermord an den Juden ein Thema sein. Zeugnisse und Beweise wird es dann nur noch in den Archiven geben. Und wenn ich vorhin Peter Handkes Begriff der Wiederholung benutzt habe, dann muss ich

jetzt natürlich präzisieren: Wenn das Prinzip Archiv mit Wiederholung zu tun hat, dann, in diesem Zusammenhang, auch insofern Wiederholung verhindert werden soll. Auch das Archiv der Judenverfolgung ist also – zukunftsorientiert. Und die Ehre des Archivars gerettet. Denn ohne seine Mitarbeit ist die sogenannte Vergangenheitsbewältigung, ein schreckliches Wort, nicht zu bewerkstelligen. Insgesamt, ich gebe es zu, eine im Zusammenhang einer Festrede wenig erbauliche Fragestellung. Über ein anderes Problem will ich deshalb lieber gar nicht erst reden – auch wenn mir klar ist: Die gentechnische Selektion, man kann sie nicht, das wäre schön, tot-schweigen.

*

Erträgliche Geschichten hingegen sind die Wortgeschichten: Das Wort »Archiv« ist abgeleitet von griechisch *archeion*: Bezeichnet wurde damit ein Haus: der Wohnsitz der höheren Magistratsangehörigen, der *archontes*. Diesen Archonten erkannte man im alten Griechenland das Recht zu, die Einhaltung der Gesetze zu überwachen. Und damit sie dies tun konnten, verfügten sie ganz konkret über eben diese Gesetze. Das heißt: Diese Gesetze waren bei den Archonten, in deren Häusern deponiert. Das Haus der Archonten also war: ein Archiv. Anders gesagt: Das Archiv ist das Haus der Herrschaft. In dem Macht grundgelegt ist und damit die Legitimation auch für Gewalt. Griechisch *archè* ist das Gesetz, ist das Gebot, und griechisch *árchein* heißt herrschen.

Nachzulesen sind jene Zusammenhänge, das heißt: die konkret-historische, in diesem Fall griechische Frühgeschichte des Archivs bei Jacques Derrida, der übrigens auch auf eine andere Bedeutung von griechisch *archè* verweist: *Archè* ist auch der Anfang, passend zur Arche Noah und passend zu »Im Anfang war das Wort«.

»Dem Archiv verschrieben« heißt die 1997 veröffentlichte deutsche Übersetzung des Derrida-Werkes, das folgenden Untertitel trägt: »Eine freudsche Impression«. Der französische Philosoph verschränkt dort mehrere Themen: das Archiv, die Leidensgeschichte der Juden und die Psychoanalyse. Es geht ihm gewissermaßen um das »Ein-Gemachte«, das heißt: um das Eingeritzte, Eingeschriebene oder auch um das Ein-Gedruckte: Im-Pression. Der in den Himmel gezeichnete Regenbogen fällt mir ein, und Derrida erinnert an den Buchdruck und an das jüdische Ritual der Beschneidung, der Einritzung: Schmerzlich eingeritzt, eingeschrieben in die Geschichte der Juden ist auch deren Verfolgung, ihre Vernichtung.

Und auch an eine der Kategorien der Psychoanalyse erinnert Derrida: an die Verdrängung, das heißt, in diesem Zusammenhang sprechender: an die Unter-Drückung, an Re-Pression – an das in's Unterbewusstsein Eingeschriebene. Und weiter noch: Das Unbewusste als das kaum mehr zugäng-

liche, hermetisch verriegelte Archiv. Das sehr, sehr mächtig sein kann.

Bei Peter Sloterdijk fand ich eine andere Akzentuierung solcher Gedanken. 1988, also lange bevor er sich dem Vorwurf aussetzte, er plädiere für eine gentechnische Selektion, erläuterte er im Rahmen seiner Frankfurter Poetik-Vorlesungen, dass, ich interpretiere, der Mensch selbst eine Art Archiv sei:

»Wir sind, im *status quo* genommen, alles andere als unbeschriebene Blätter. Vom ersten Atemzug an, ja von den frühesten Stadien der intrauterinen Nacht an, ist jedes Leben schriftempfänglich wie eine Wachstafel – und irritierbar wie der lichtempfindlichste Film. Im nervösen Material werden die unvergesslichen Charaktere der Individualität eingeritzt. Was wir das Individuum nennen, ist zunächst nur das lebende Pergament, auf dem in Nervenschrift von Sekunde zu Sekunde die Chronik unserer Existenz aufgezeichnet wird.«

Ich will und kann das, worauf die großen Philosophen verweisen, hier nicht vertiefen, unter anderem, weil ich von dem, was sie meinen, vielleicht nur eine Ahnung habe. Wer, wie ich, tagtäglich Hörfunksendungen dokumentiert, Inhaltsangaben, Abstracts, verfasst, der hat so seine Mühe, den Sinn anspruchsvoller Philosophenwerke zu erfassen.

Und doch kann ein Archivar es natürlich nicht lassen, mithalten, mitdenken zu wollen. Zu groß wäre die Schmach, immer nur Verwalter und Zulieferer zu sein. Denn das konkrete Archiv von heute ist ja nicht mehr, allerdings auch nicht weniger, als eine Service-Einrichtung, eine Dienstleistungseinrichtung. Und der Archivar eben ist – ein Diener. Welch eine Verlockung, sich die eigentliche Bedeutung des Archivs zu vergegenwärtigen. Zurück also zum Haus der Herrschaft.

*

Zumindest ein Instrument der Herrschaft kann das Archiv sein: Insofern der Archivar Dokumente vernichtet, sie der Öffentlichkeit vorenthält oder sie veröffentlicht – zum Vor- oder Nachteil von Betroffenen. Stasi-Akten können das sein, Leuna-Akten oder Informationen über schwarze Konten. Wie auch immer: Im Archiv, da herrscht Ordnung.

Ein Pleonasmus übrigens, doppelt gemoppelt, denn was soll Ordnung schon anderes können als eben herrschen? Ich sage nur: Ordnung, Order, Befehl. Nochmals der Hinweis auf den ägyptischen Gott Thot: Dieser ist nicht allein der Gott der Schrift, auch für Maß und Ordnung ist er zuständig. Und für das Recht. Und damit auch für die Herrschaft. Ist dieser Gott, so frage ich (mich), womöglich der Schutzherr von uns Archivaren?

Und was wird beherrscht in den Archiven, was wird unterdrückt? Ein wenig zumindest, so denke ich, auch, die Phantasie ...

Ein Umkehrschluss: Dort, wo es kein Archiv gibt, da herrscht, das liegt sozusagen auf der Zun-

ge, die An-Archie, nur: Was Ordnung kann, das kann Anarchie nun gerade nicht: herrschen. Denn Anarchie heißt: frei von Herrschaft – oder besser, beziehungsweise schöner noch: Keine Macht für Niemand!

Eine herrschende Anarchie, das wäre paradox, ein Widerspruch in sich. Und trotzdem wird es mit Sicherheit auch ein Archiv des Anarchismus geben, in dem sich das Regelwerk womöglich an einer Losung von Bertolt Brecht orientiert: »Unordnung ist, wo nichts am rechten Platz ist; Ordnung ist, wo am rechten Platz nichts ist.«

Und weils so schön ist und gegen den Strich – noch einmal: »Unordnung ist, wo nichts am rechten Platz ist; Ordnung ist, wo am rechten Platz nichts ist.« Das erinnert mich an einen alten Achtundsechziger-Spruch, leicht abgewandelt: Die Systematik hat keine Fehler, sie ist der Fehler.

Und trotzdem, auch da bin ich mir sicher, herrscht selbst im Archiv des Anarchismus Ordnung: Kaum nachgefragt, ist das Brecht-Zitat schon bei der Hand. Anders gesagt, aber das ist ja heute eine Modefloskel: Ordnung aus Chaos. Weitaus schöner heißt es in einem Rocksong: »Ich werd' Dich finden, wenn Du mich suchst.«

Ordnung also ist doch nur das halbe Leben? Auch wenn Ludwig Harig senior etwas anderes lehrte. Nachzulesen bei Ludwig Harig junior, in dessen Roman »Ordnung ist das ganze Leben. Roman meines Vaters«.

*

Das Brecht-Zitat hat mich übrigens mehr oder weniger zufällig gefunden. Und ebenso die nun folgende Meinungsäußerung eines heutigen Zeitgenossen:

»Ich bin mehr auf Chaos aus, denn das kann angenehme Zufälle bereiten. Wenn du zufällig in einem Buch, das du das letzte Mal vor fünf oder sechs Jahren gelesen hast, eine Postkarte findest, die von einem Freund geschrieben wurde, der jetzt irgendwo in Australien lebt oder tot ist, das ist wesentlich interessanter und spannender, als wenn du alle Postkarten, und auch diese, in einem Kasten aufbewahrt hättest.

Also: Wenn Du jetzt in diesen Kasten langst, dann findet sich die Karte von X aus Australien oder die von Y aus dem Jenseits. Also, wenn du so einen Kasten hast, dann gibt es keine Überraschung. Das ist ja auch ein Gefühl, eine Emotion. Für mich ist es das wert.«

Zitat aus einem Radio-Feature, das »Wir vom Archiv« zwar archiviert haben, von dem »Wir vom Archiv« uns aber selbstverständlich distanzieren müssen. Ein Archivar, wie gesagt, kennt keine Emotionen.

Tatsächlich? Wenn ich den Argentinier Jorge Luis Borges lese, seine Erzählung »Aleph«, dann bin ich begeistert. Obwohl oder weil hier gegen alle Prinzipien der Selektion verstoßen wird. Und auch von Ordnung ist nicht die Rede:

Ein Freund des Erzählers berichtet diesem, er habe das Aleph gesehen, im Keller des Hauses seiner Väter. Der Erzähler will sich überzeugen, steigt hinab in den Keller – und tatsächlich: Er sieht das Aleph:

»In diesem gigantischen Augenblick habe ich Millionen beglückender und grässlicher Vorgänge gesehen; am meisten war ich darüber erstaunt, dass sie alle in demselben Punkt stattfanden, ohne Überlagerung und ohne Transparenz. Was meine Augen schauten, war simultan; was ich beschreiben werde, ist sukzessiv, weil es die Sprache ist. Etwas davon will ich gleichwohl festhalten.

Im unteren Teil der Treppenstufe rechter Hand sah ich einen kleinen, regenbogenfarbenen Kreis von fast unerträglicher Leuchtkraft. Anfangs glaubte ich, er drehe sich um sich selber; später begriff ich, dass die schwindelerregende Fülle dessen, was sichtbar in ihm vorging, an dieser Täuschung schuld war. Im Durchmesser mochte das Aleph zwei oder drei Zentimeter groß sein, aber der kosmische Raum war ohne Schmälerung seines Umfangs da. Jedes Ding (etwa die Scheibe eines Spiegels) war eine Unendlichkeit von Dingen, weil ich sie aus allen Ecken des Universums anschaute.

Ich sah das bewegte Meer,
ich sah Morgen- und Abendröte,
ich sah die Menschenmassen Amerikas,
ich sah ein silbriges Spinnennetz
inmitten einer schwarzen Pyramide,
ich sah ein aufgebrochenes Labyrinth
(das war London),
ich sah unzählige ganz nahe Augen,
die sich in mir wie in einem Spiegel ergründeten, (...)
ich sah Weintrauben, Schnee,
Tabak, Metalladern, Wasserdampf,
ich sah aufgewölbte Wüsten am Äquator
und jedes einzelne Sandkorn darin,
ich sah in Inverness – nie zu vergessen – eine Frau,
ich sah das unbändige Haar,
den hochgemuten Körper,
sah eine Krebsgeschwulst in der Brust,
sah einen Kreis trockener Erde auf einem Pfad,
wo vordem ein Baum gestanden hatte, (...)
ich sah die Nacht und den Tag gleichzeitig, (...)
ich sah Pferde mit zerstrudelter Mähne
auf einem Strand am Kaspischen Meer
in der Morgenfrühe,
ich sah das feingliedrige
Knochengestänge einer Hand,
ich sah die Überlebenden einer Schlacht, (...)
sah die schrägen Schatten
von Farnen am Boden eines Wintergartens,
sah Tiger, Dampfkolben, Bisons,
Sturzfluten und Heereszüge,
sah alle Ameisen, die es auf der Erde gibt,

sah ein persisches Astrolabium,
sah in einer Schublade des Schreibtischs (...)
obszöne, unglaubliche, unzweideutige Briefe (...),
sah den Kreislauf meines dunklen Blutes,
sah das Räderwerk der Liebe
und die Veränderung des Todes,
sah das Aleph aus allen Punkten zugleich,
sah im Aleph die Erde
und in der Erde abermals das Aleph
und im Aleph die Erde,
sah mein Gesicht und meine Eingeweide,
sah dein Gesicht und fühlte Schwindel
und weinte, weil meine Augen
diesen geheimen und gemutmaßten
Gegenstand erschaut hatten,
dessen Namen die Menschen in Beschlag nehmen,
doch hat ihn kein Mensch je erblickt:
das unfassliche Universum.
Ich fühlte unendliche Verehrung,
unendliches Bedauern.«

Wer nun glaubt, bei dem Aleph handle es sich um das Internet, konzentriert auf dem Mini-Display eines Handys, zwei bis drei Zentimeter groß, der irrt: Borges veröffentlichte diesen Text schon in den vierziger Jahren. Das Aleph ist vielmehr der erste Buchstabe des Alphabets, das Alpha. Irgendwie aber auch, so kommt es mir vor, das Omega, auf jeden Fall so eine Art Universalarchiv.

Die Borges-Erzählung endet mit einer Überraschung: mit der Behauptung, dieses Aleph sei eine Fälschung gewesen.

*

Auch an das Gedächtnis, natürlich, an die Erinnerung erinnert mich das Prinzip Archiv, an die menschliche Fähigkeit zu behalten – und, auch das gehört zur Erinnerung, zu vergessen. Selektion spielt dabei eine Rolle: selektive Wahrnehmung. Wobei es sogar verschiedene Stufen des Erinnerns gibt – wie auch im Archiv. Das eine Dokument wird ein Jahr lang aufgehoben, das andere sozusagen für die Ewigkeit. Kurzzeitgedächtnis, Langzeitgedächtnis.

Wenn solche Analogien zutreffend sind, dann offenbart sich, wieder einmal und gegen alle bekannten Vorurteile, die ungeheure, weil existenzielle Bedeutung des Prinzips Archiv.

In seiner Autobiographie schrieb Luis Buñuel, der im Jahr 2000 hundert Jahre alt geworden wäre:

»Man muss erst beginnen, sein Gedächtnis zu verlieren, und sei's nur stückweise, um sich darüber klar zu werden, dass das Gedächtnis unser ganzes Leben ist. (...) Unser Gedächtnis ist unser Zusammenhalt, unser Grund, unser Handeln, unser Gefühl. Ohne Gedächtnis sind wir nichts«.

Ich erinnere, also bin ich. Ich erinnere mich. Und wer seine Erinnerungen, die ihnen zu Grunde liegenden Ereignisse, sinnvoll verarbeitet, also:

Beim borgesschen Original handelt es sich, wie Bert Lemmich mitteilt, um reine Prosa. Die lyrische Anordnung wählte Lemmich zum besseren Vortrag, wir haben uns entschlossen, sie hier beizubehalten.

(Anm. d. Red.)

sie nicht nur sammelt, sondern archiviert, der hat Erfahrung.

Erinnerung, das ist auch die Brücke, der Bogen zurück: französisch *l'arche*, der Brückenbogen, fällt mir ein und auch französisch *l'arc*, der Bogen; beide Wörter verwandt mit »Archiv«. Und das uns schon bekannte Symbol der Erinnerung, der Regenbogen, das in den Himmel eingeritzte Archiv-Siegel, heißt *l'arc-en-ciel* – aber nicht jeder Blick zurück ist ein *Arc de Triomphe*.

Und so kann es manchmal sogar von Übel sein, wenn einer zurückblickt und versucht, seinen Anfang zu ergründen: Radikale Rückblicke nämlich, in Gang gesetzt durch diese oder jene Therapie, bergen in sich die Gefahr, dass der Klient, anstatt sich zu befreien, endgültig sich verliert. Hier und da ist es deshalb womöglich besser, Vergangenheit Vergangenheit sein zu lassen und heute anzufangen. Das Vergessen – eine produktive Kraft? Vielleicht, aber das ist sehr heikel, gilt das auch, weniger hier und eher dort, für Politik. Und, eine weitere Frage: Wer kann sich denn schon auf seine Erinnerungen verlassen? Schicht legt sich auf Schicht: Projektionen, Spiegelungen, Brechungen, Verzerrungen ...

*

Auch der Körper ist ein Erinnerungsspeicher. In kleinsten Einheiten aufgehoben sind dort die Erbanlagen – ein zukunftsorientiertes, zu aktivierendes Archiv. Und auch Verletzungen bewahrt und erinnert der Körper; selbst dann, wenn die Seele getroffen ist. Und wenn es sein muss, kann er vergessen, der Körper – meistens allerdings nur vorübergehend.

Und auch die Umgebung des Körpers kann sich erinnern, der Raum, der Ort. Wenn Orte geschützt werden, bedeckt, dann spricht man von Architektur. So ist, etymologisch betrachtet, jedes Gebäude auch eine Art Archiv.

Ich stelle mir vor, dass selbst Betten sich erinnern können – zum Beispiel an ein liebevolles Paar. Die nachfolgenden Beischläfer werden das spüren. Weniger versponnen und eher nachvollziehbar: Im eben nicht ewigen Eis finden wir Informationen über die Vor- und Frühgeschichte. Ötzi lässt grüßen – aber das ist Infotainment.

Poetische Kraft hingegen hat eine biblische Formulierung, die ich als Titel eines Textes des leider nur kurz in Saarbrücken arbeitenden Autors Burkhard Baltzer fand: »Es trauern die Wege nach Zion«.

Was sagen uns die Wiesen von Auschwitz, und wovon schweigt das Amselfeld? Erinnerung des Ortes.

*

Und nicht zu vergessen die Zeit. Die übrigens nicht vergeht. Denn wir sind es ja, die vergehen – in der Zeit.

Die Zeit aber kann auch bewahren, sogar verbessern, verschönern. Ich denke da an den guten alten Wein oder auch an den guten alten Whiskey. Und natürlich an »die gute alte Zeit«. Und auch manche Frau, mancher Mann wird erst mit den Jahren so richtig schön – ist das die Schönheit der Vergänglichkeit?

Und auch der Hass wächst und gedeiht in der und durch die Zeit; manchmal aber kann man auch verzeihen. Selbst der Archivar.

Nur dann nicht, wenn der Mitschnitt der Erster-Mai-Rede 1999 von Oskar Lafontaine verschlampt wird – nein, nicht von Lafontaine. Verschlampt. Ich meine: Er hat diese Rede gehalten, und verschlampt hat sie einer unserer Kunden. Je Künstler, desto doller. Der Fachbegriff für die Kunden eines modernen Archivs, einer Informationsvermittlungsstelle, lautet übrigens »Nutzer«, von englisch *user*, ein Begriff, der auch für Drogenabhängige verwandt wird.

Jene Erster-Mai-Rede war immerhin Lafontaines erster politischer Auftritt – als Privatmann. Aber nicht allein deswegen ist diese Rede archivierungswürdig. Wesentlich nämlich ist auch, was er sagte, unter anderem gegen den NATO-Krieg. Teilweise fand ich das überzeugend, insbesondere den Hinweis auf die Verfolgung auch der Serben, die schon 1991 mit deren Vertreibung aus Kroatien begonnen hatte. Wo ist die Geschichte dieser Vertreibung dokumentiert? Wann wird sie veröffentlicht? Wer aber wird diese Geschichte dann noch hören wollen? Abgesehen von den Serben. Ich war bei der Zeit. Sie heile Wunden, sagt man, solche und solche. Kassation?

*

Ende 1996 konfrontierte Barbara Caveng uns in Saarbrücken in der Alten Hauptpost mit einer Ausstellung, deren Exponate mir auch viel Ekel verursachten: Ausscheidungen, menschliche Säfte. Nichts war verschlossen – alles offen, offene Wunden. Schön hingegen war der Titel, den die Künstlerin für ihre Ausstellung wählte: »die Erinnerung der schmerz«. Ästhetisierung des Schreckens. Allerdings werden in diesem Titel »die Erinnerung« und »der schmerz« durch nichts, nicht einmal durch ein Satzzeichen, getrennt. Erinnerung, so verstehe ich, ist immer mit Schmerz verbunden: die schmerzhafteste Erinnerung an das Leid oder die Trauer über das Ende einer glücklichen Zeit.

*

Das Archiv also ist in der Tat »ein weites Feld«. Auf einigen Feldwegen können wir sogar beobachten, wie sich Spiritualität und moderne Physik berühren. Solche Wege sind auch die *Songlines*, die Traumpfade der australischen Aborigines, auf denen diese ihren Vorfahren begegnen. Auch Naturwissenschaftler sind dort unterwegs. Um Infor-

mationen zu speichern, sagen sie, bedarf es keiner Materie.

In diese Richtung weist auch die Behauptung der Homöopathen: Stoffe werden solange in Wasser gelöst, bis sie dort nicht mehr nachweisbar sind. Und trotzdem wirken sie: Das Wasser hat ein Gedächtnis.

Ich selbst habe davon allerdings nur eine Ahnung. Typisch für einen Archivar, der von vielen Dingen, abgesehen von seinem eigenen Metier, jeweils nur wenig weiß. Auch ein professioneller Dilettant. Über die Quantenphysik sollte deshalb lieber ein anderer sprechen.

*

»Vor fünfzehn Jahren: ein lauer Sommerabend, Onkel und Nichte saßen auf der Terrasse. Es ging um die fehlende Berufsperspektive von mir, der jungen Arbeitslosen.

Ich: »Was wäre wenn? Wenn Du noch einmal wählen könntest, würdest Du wieder Bibliothekar werden?«

Er, kopfschüttelnd: »Nein. Ich würde Archivar.« Damals«, so die arbeitslose Nichte, »habe ich mich gefragt, wo eigentlich der Unterschied liegt: zwischen Bibliothekar und Archivar. – Den sollte ich noch kennenlernen: Denn ein Bibliothekar bewahrt und ordnet, was der Veröffentlichung wert befunden wurde; er lebt vergangenheitsorientiert. Ein Archivar aber lebt zukunftsorientiert: Er hebt auf, was der späteren Forschung irgendwann einmal dienlich sein könnte. Gerade das, dessen Wert heute noch nicht erkannt ist und das darauf wartet, dass historische Fragestellungen sich ändern: potentiell alles.« Zitat aus dem schon erwähnten Radio-Feature.

Für ein Rundfunkarchiv kommt eine zweite Aufgabe hinzu: Aufgehoben wird all das, was der zukünftigen Programmproduktion dienlich sein könnte. Egal ob für das Fernsehen oder für das Radio. Und auch für das Internet sind wir da. Unsere schwierige Aufgabe: »Wir vom Archiv« müssen Propheten sein.

Zur Ehrenrettung des Bibliothekars: Ich sehe den von der Bibliothekarsnichte behaupteten Unterschied nicht: Beide, Archivar und Bibliothekar, und natürlich auch der Jüngste im Dreigestirn: der Dokumentar, arbeiten zukunftsorientiert. Im Zeitalter der sogenannten Information gibt es da nicht den geringsten Unterschied: Ein Archivar ist ein Bibliothekar ist ein Dokumentar ist ein Informationsvermittler. Der jüngste Beruf in diesem Bereich trägt übrigens diesen Namen: »Fachangestellter für Medien- und Informationsdienste. Fachrichtung Information und Dokumentation«. Rekord-verdächtig. Ein anderes Beispiel für das Schwinden der Unterschiede: Ein Rundfunkjournalist ist ein Rundfunktechniker ist ein Rundfunkinformatiker ist ein Rundfunkarchivar ist ein Sklave des Bildschirms.

Information, das ist, dem Vorbild des Geldes folgend, das Ergebnis egalisierender Abstraktion: Bücher, Zeitungsausschnitte, Schallplatten und CDs werden abgelöst von sogenannten digitalen Files: Immaterialisierung oder das allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit. Gerade aus der Sicht des Archivars ein sehr konkretes Problem: Wie sichert man Dokumente, die einzig digital existieren? Und vor allem: Wie kann man gewährleisten, dass diese auch in Zukunft noch lesbar sind? Ein EDV-Programm, eine bestimmte Software, ein bestimmtes Format, heute gekauft, war gestern schon veraltet.

Kommunikationsschwierigkeiten – hervorgebracht durch modernste Kommunikations- oder auch Informationstechnologie. Andererseits: Was macht man mit Tonbändern, so genannten Schnürsenkeln, wenn es keine Bandmaschinen mehr gibt, um sie abzuspielen?

Und überhaupt: Hat jemand gesagt, dass Informationstechnologie, dass Information eine Garantie ist für Verständigung?

Möglich, dass die Informationstechnologie eines Tages alles zusammenführen oder auch verschwinden lassen wird: Privates und Öffentlichkeit, Wirklichkeit und Fiktion, Zukunft und Vergangenheit. Bürger und Konsument. Für die Ideologen der Marktwirtschaft sind letztere schon jetzt nur eins. Beliebt ist dabei diese »Logik«: Der so genannte freie Markt weiß, was der Konsument will. Da der Konsument zugleich auch der Bürger ist, weiß der so genannte freie Markt also auch, was der Bürger will. Wozu braucht es da noch einen Staat oder Politik? Perversion des Anarchismus.

Und irgendwann vielleicht wird die Informationstechnologie das Rätsel lösen, warum der HERR die Semiten beziehungsweise mit ihnen auch die Juden rettete, um letztere dann doch noch der Vernichtung preiszugeben. Ob das »gut« sein wird, die Lösung dieses und anderer Rätsel?

Informationstechnologie: Man sollte besser von totalitärem und globalem Digitalismus sprechen, von der modernsten Form des Kapitalismus also – der totalitär und global allerdings nur bis zu einer bestimmten Grenze ist. Das ist die zwischen den Industrieländern und dem Rest der Welt, der Graben zwischen arm und reich. Der immer tiefer und breiter wird. In diesem Sinne könnte man sogar sagen: Globalisierung, bitte sehr. Wenn sie doch nur wirklich und allumfassend stattfände! Und nicht nur für die, die das Geld für sich arbeiten lassen. Das ja bekanntlich gar nicht arbeiten kann. Das nämlich können nur die Menschen.

*

Die Menschen: Deren Hirngespinnste, also die Internets in unseren Köpfen, sind noch immer produktiver als jeder Link. »Phantasie« sage ich und: »Assoziation«. Versammeln, zusammenführen, Verbindungen erkennen und Beziehungen schaffen. Das Konkrete, also: das Zusammengewach-

sene betrachten. Forschen, unter-suchen. Wer so etwas »Elitäres«, von der Massenkultur und ihren Medien Unterschiedenes, im Sinn hat, der muss auch in die Archive gehen – und bewegt sich in der Tradition derer, deren Blick auf das Ganze und zugleich auch auf das konkrete Detail gerichtet war.

In seinen umstrittenen »Regeln für den Menschenpark« formulierte Sloterdijk, mit dieser Passage sicher ganz unverdächtig: »Alles deutet darauf hin, dass Archivare und Archivisten die Nachfolge der Humanisten angetreten haben«. Er schränkt allerdings auch ein, die Fragestellung des Humanismus nach dem Wesen des Menschen sei nicht radikal genug (gewesen), er könne deshalb der »Barbarei«, der »aktuellen Verwilderungstendenzen«, nicht Herr werden.* Und:

»Immer seltener steigen die Archivare zu den Textaltertümern hinab, um frühere Äußerungen zu modernen Stichworten nachzuschlagen. Vielleicht geschieht es hin und wieder, dass bei solchen Recherchen in den toten Kellern der Kultur die lange nicht gelesenen Papiere anfangen zu flimmern, als zuckten ferne Blitze über sie. Kann auch der Archivkeller zur Lichtung werden? (...) Für die wenigen, die sich noch in den Archiven umsehen, drängt sich die Ansicht auf, unser Leben sei die verworrene Antwort auf Fragen, von denen wir vergessen haben, wo sie gestellt wurden«.

Blitze sehen, Erleuchtungen haben kann aber auch der, der vermeintlich weltfremd seine Füße in den Bach hält oder im Botanischen Garten spazierengeht, und auf jeden Fall, so vermute ich, wird er über diese Welt und jene »Fragen« mehr in Erfahrung bringen als alle mit Laptops und Handys ausgerüsteten *Information-Broker*.

Der mit den Füßen im Bach oder im Botanischen Garten ist bekanntlich der Lyriker und ehemalige SR-Literaturredakteur Arnfrid Astel, dessen Epigramme unter anderem in der Tradition von Grabinschriften stehen. Auch Grabinschriften sind eine Form des Prinzips Archiv: Besiegelungen, Einritzungen, die den Tod festschreiben und gleichzeitig Unsterblichkeit beschwören.

Eine ganz spezielle Grabinschrift kann ein Sternbild sein. Die Sterne als die Wundmale der an den Himmel genagelten Toten, um die herum wir die Bilder erdenken, um uns dieser Toten zu erinnern. Eine der Lieblingsideen von Arnfrid Astel, der eine Variante dieser Idee in dem folgenden Text präsentiert. Eine freundliche Belehrung:

Der Hase

Ich zeige dir eine Zielscheibe.
Darauf abgebildet
siehst du den Hasen,
durchlöchert
von einer Schrotladung.

Und jetzt auf dem Heimweg
zeige ich dir das Sternbild.
Da siehst du,
wohin der Hase läuft.

Patti Smith, in den Siebziger Jahren Mitbegründerin der wilden Punkrockzeit, beschreibt andere Verlaufsformen der Archivierung:

»Wir waren so unschuldig und gefährdet wie Kinder, die über ein Minenfeld laufen. Einige schafften es nicht. Und einige scheinen davongekommen zu sein. Sie leben, um an die anderen zu erinnern und sie zu ehren. Da, wo andere Wunden haben, hat ein Künstler sein Werk«.

Eingeritzt, eingesprengt: die Wunden. Hunderttausendmal, viele hunderttausend Male, ganz konkret, auf den afrikanischen Minenfeldern. In Angola, in Mosambik. Leibhaftige Erinnerungen an die Bürgerkriege. Eingeritzt, gedruckt, auch das künstlerische Werk, das Dichterwerk. Oder die Musik.

Was mir ein Geständnis abnötigt: Denn trotz drohender Immaterialisierung bewerkstelligt Technik, zumindest bis zum jetzigen Zeitpunkt, auch das genaue Gegenteil. Denn was ist Literatur, was ist Musik? Neben Lesung und Aufführung eben auch die vielfache Materialisierung einer Idee: der gedruckte Text, die Partitur oder auch die Schallplatte. Ich erinnere an den Anfang der Geschichte des Archivs: an die Materialisierungen in und aus Fels und Stein, von denen das Brennen einer CD allerdings keinerlei Vorstellung mehr gibt. Ein nahezu unsichtbares Brandzeichen, das den Rohling, welcher ein Wort für ein so zartes Ding, weiterhin unverletzt scheinen und regenbogenfarben glitzern lässt.

Die Werke der Bildenden Kunst, im Vergleich zu Literatur und Musik, scheinen mir die wirklichsten. Vor allem die Skulpturen sind sozusagen eins mit dem Material und brauchen kein Medium. Und sie sind, wie auch die Bilder, dem Verfall am stärksten ausgesetzt: Die Farbe verbleicht, die Konturen zerbröseln.

Flüchtiger aber ist die darstellende Kunst, vor allem das Tanztheater. Das stelle ich mir besonders schwierig vor: Wie soll man eine tänzerische Darbietung festhalten, sie exakt reproduzieren? An die Birgit-Scherzer-Ära in Saarbrücken erinnert Ende 1999 ein Bildband, und im SR-Fernseharchiv gibt es beispielsweise eine Aufzeichnung ihrer »Carmina-Burana«-Inszenierung. Wer die Leichtigkeit der Bewegungen des athletischen und doch so humorvoll spielerischen Tänzers Sven Grützmaker nicht in seinem Herzen, in seiner Seele bewahrt hat, dem aber werden Fotografien und auch bewegte Bilder, so gut sie auch sein mögen, nur wenig helfen. An Martin Sierra möchte ich noch erinnern, an Anke Glasow, an Ute Brühmann, an Miriam Japp – aber halt, letztere gehört nicht zur Scherzer-Compagnie, sie ist Schauspielerin. Und

** Auf die sloterdijksche Humanismus-Kritik einzugehen, das wäre dann doch oder, um mit Theodor Fontane beziehungsweise dem alten Briest zu sprechen, »das ist ein zu weites Feld«.*

noch ist sie hier, am Saarländischen Staatstheater. Ihre Iphigenie (auf Tauris) aber, aus dem Spielplan genommen, die kann man nicht nach-lesen, die muss man gehört und gesehen haben! Ich bitte um Wiederaufnahme**.

*

Mitte der neunziger Jahre: Der Held eines Jochen-Schimmang-Romanes fährt mit seiner Geliebten nach Paris. Sie haben sich eine Ausstellung mit Arbeiten von Robert Doisneau angesehen und sitzen nun, den Katalog durchblättern, in einem Bistro. Fotos, Anfang der fünfziger Jahre festgehaltene Augenblicke:

»Mademoiselle Vivin, Nackttänzerin im Concert Mayol (...).

»Die ist jetzt über sechzig, wenn sie noch lebt, sagte Vera, »und damals sind die Männer bestimmt in Scharen ins Concert Mayol gekommen, um sie zu sehen. Die Frau mit dem Kopftuch ist mit Sicherheit tot.« (...)

Sie blätterte zurück, bis sie ein Photo fand, auf dem eine ebenfalls junge Frau in einem schulter- und armfreien Kleid, tief dekolletiert, zu sehen war, die ein Perlenhalsband trug. Auch sie hatte einen großen Mund mit stark geschminkten Lippen, und eine Dauerwelle (...).

Diesmal übernahm ich den Kommentar. »Sie ist jetzt ebenfalls über sechzig, wenn sie noch lebt. Sie wird kaum noch schulterfrei gehen, weil ihre Haut schlaff und faltig geworden ist.«

Ich lege das Buch zur Seite und weiß, dass auch meine Lieblingsfilme mich nicht täuschen können: Selbst Rüdiger Vogler ist unterdessen ein alter Mann geworden, 1975 einer der Hauptdarsteller im Wim-Wenders-Klassiker »Im Lauf der Zeit«. Erschrocken war ich, als ich ihn knappe 25 Jahre später als tattrig-lüsternen Kunst-Meyer in »Die Braut« sah in einem wenig überzeugenden Film über die Beziehung zwischen Goethe und Christiane Vulpius. Die übrigens, von Veronica Ferres dargestellt, in diesem Film, der fast dreißig Jahre umfasst, überhaupt nicht altert.

*

Haben Sie vorhin richtig verstanden: Die Bewegungen des Tänzers, dessen Poesie in der Seele aufbewahren, auch die Seele also eine Art Archiv? Womöglich ein Behältnis sozusagen der potentiellen Erleuchtung? So würden es vielleicht Buddhisten sagen.

Beleuchtung aber ist auch schon viel – siehe: AVH, Alte Völklinger Hütte oder auch: Archiv Völklinger Hütte, Weltkulturerbe. Schauen Sie doch mal hin – oder auch rein – zum Beispiel in die Spinde. Spurensuche. Vielleicht finden Sie etwas, in diesen geheimnisvollen Kammern, das Auskunft gibt auch über Sie selbst.

Statt AVH hätte ich übrigens beinahe HIV gesagt. Auch kein Problem – denn selbst das wäre ein Thema: Archiv und Viren. Frage nur: Zersetzen die Computerviren das digitale Archiv, oder

wird dieses digitale Archiv die Welt zersetzen? Eine mögliche Antwort habe ich schon angedeutet, Stichwort Immaterialisierung.

*

Ich hoffe, trotz vieler Um- und Abwege wird deutlich, dass die, die da meinen, das Prinzip Archiv sei ja nun wohl das Allerletzte, noch nicht einmal eine Ahnung haben.

Dass sie keine Ahnung haben, gilt im übrigen auch für diejenigen, die das Fähnlein des digitalen Funkhauses hissen, ohne ein passendes Fundament schaffen zu wollen: das digitale Archiv.

Das ein noch wirksameres Instrument, eben ein Herrschaftsinstrument, sein könnte, um dem sogenannten Privaten Rundfunk beizukommen. Denn wer sonst verfügt, auch analog, über solche Schätze wie »Wir von den öffentlich-rechtlichen Archiven«?

Betrachten wir zum Beispiel den SR, die SR-Archive: Der Saarländische Rundfunk produziert Quellen zur Geschichte der Region. Damit meine ich vor allen Dingen die Fernseh- und Hörfunksendungen selbst. In diesen wiederum, vor allem in der regionalen Berichterstattung, sind enthalten: originale Töne, O-Töne, starre oder auch bewegte Bilder, die für sich schon regionalgeschichtliche Quellen sind, Ausschnitte aus der erwähnten Lafontaine-Rede zum Beispiel. Eine systematische Sammlung solcher Quellen, ihre Archivierung, lässt ein audio-visuelles Archiv des Saarlandes entstehen, über das allein der SR verfügt. Dort, in den SR-Archiven, zeigt sich konkret, könnte sich zeigen, wie die Existenz des Bundeslandes Saarland und die des SR einander bedingen. Der Dichterphilosoph Novalis, nachzulesen in seiner Ideensammlung »Blüthenstaub«, drückt diesen Sachverhalt so aus: »Die Archive (sind) das Gedächtnis des Staates«. Und ohne Gedächtnis, ich erinnere an Buñuel, ist der Staat, ist das Saarland nichts.

Anders gesagt: Die SR-Archive sind ein, genauer: das Identifikation stiftende audio-visuelle Saarland-Archiv – könnten es sein. Wenn man das doch nur auch in der Landespolitik begriffe – und förderte... Wir wolln übrigens nur Scheine, wolln nix klimpern hörn. Dem Landesarchiv in Saarbrücken-Scheidt soll das selbstverständlich nicht zum Nachteil sein. Und auch nicht dem Saar-Lor-Lux-Literaturarchiv an der Universität des Saarlandes. Auf gute, bessere Zusammenarbeit!

Die Stimmen von Gustav Regler und JoHo zum Beispiel, noch analog***, auf Band, Schnürsenkel, warten darauf, gehört zu werden. Manchmal scheint es, im Fernsehen, im Radio aber klingt es, tatsächlich so, als könnten »Wir vom Archiv« die Toten zum Leben erwecken. Zugestanden: Selbstverständlich sind es die Wissenschaftler, nicht nur die Historiker, sowie die Autoren und Redakteure, die für eine solche Aufer-

** Meine Bitte wurde erhört: die Schildknecht-Inszenierung mit Miriam Japp ist nochmal zu sehen: im Sommer 2001 im Rahmen der Bad Hersfelder Festspiele.

*** Gustav Regler gibt es unterdessen auch auf CD, Arbeiten von und mit ihm aus den Jahren 1953 bis 1961: *Mexiko. Das Land der Widersprüche*.

stehung zuständig sind, für die Wieder-Holung! Oder ganz unpathetisch: für die Wiederholung einer archivierten Sendung.

Nicht zu vergessen natürlich die im SR-Musikarchiv befindlichen Mitschnitte der Konzerte des Saarbrücker Rundfunk-Sinfonieorchesters sowie die bundesweit wohl umfangreichste Sammlung französischer Chansons. »Ihre Gesänge«, formulierte Johann Gottfried Herder, »ihre Gesänge sind das Archiv des Volks«, und »Wir vom SR-Archiv« erledigen das, für die Franzosen, dann eben gleich mal mit.

Gefunden habe ich das Herder-Zitat auf einer CD-Rom: »Digitale Bibliothek. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka.« Allerdings: Diese CD-Rom spuckt, bezogen auf mein Thema, nur solche Texte aus, die das Wort »Archiv« enthalten: Angenommen, die Borges-Erzählung und das Astel-Gedicht wären auf einer solchen CD gespeichert, ich hätte sie dort nicht finden können. Selbst dann nicht, wenn die auf der CD-Rom befindlichen Texte verschlagwortet, also mit Suchbegriffen, Deskriptoren, versehen worden wären – eine Tätigkeit, die übrigens zu den wesentlichen Aufgaben der Archivare, Bibliothekare und Dokumentare gehört. Wer hätte den Borges- und Astel-Texten den Suchbegriff »Archiv« zugeordnet? Meine »Findigkeit« kann mir keiner abnehmen, der jeweilige Leser eben ist es, der den Texten ihre Be-Deutung hinzufügt, in jeweils eigener, nicht zu antizipierender Weise.

Ein digitales Rundfunkarchiv kann solche Vorgänge erleichtern und beschleunigen: das Suchen, Auswerten, Verwenden und Senden. Und mit einem digitalen Archiv wären solche Arbeiten womöglich kostengünstiger. Später einmal. Denn zunächst muss investiert werden. Auch in Personal. Das Wichtigste aber: Mit einem digitalen Archiv könnte die Arbeit präziser sein, vielleicht sogar wahrhaftiger?

Wer es wirklich wissen will, der kann das, soweit das überhaupt möglich ist, allerdings auch schon jetzt.

*

Mit »es« meine ich natürlich sie: die Wahrheit. Und wenn ich »möglich« sage, dann meine ich eher die Unmöglichkeit – nämlich die, die Wahrheit zu ergründen. Denn wenn die Wahrheit ergründet werden soll, dann gilt: Sie kann nicht ge-, sie muss erfunden werden. Das meint auch Wolfgang Hildesheimer. 1954, in seiner Dankesrede nach Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden, formulierte er:

»Die Kunst dient der Erfindung der Wahrheit. (...) Ein Hörspiel (soll), um wahr zu sein, nicht etwa ein Ereignis der Geschichte überlieferungstreu wiedergeben. Das wäre dramatisierte Geschichtsschreibung, also nicht die Wahrheit. Ebensovienig soll es ein aktuelles Tagesereignis darstellen, denn das wäre Journalismus, die sub-

alternste Form der Literatur. (...) Mit der Wahrheit hat das weniger als nichts zu tun. Denn die Wahrheit kann eben nur erfunden – das heißt, auf übertragene Art dargestellt werden«.

Höchstwahrscheinlich, Sie erinnern sich an den Grund für die Sintflut, war dem HERRN und ist ihm vielleicht auch noch heute genau deshalb das Dichten suspekt: Bestraft werden sollte die Anmaßung der Dichter, der Künstler, die, Göttern gleich und wohl lange schon vor Sappho, Archilochos und auch vor Orpheus, ihre eigenen Wahrheiten schaffen, erfinden wollten – Wahrheiten, die gewiss andere waren und auch noch heute sind als die eine Wahrheit des einen HERRN.

Ich denke: Der Archivar wird die Künstler bei ihren Erfindungen unterstützen können, und sicher ist: Das preisgekrönte Hildesheimer-Hörspiel und auch seine Rede sind archiviert: Bestandteile des großen Schatzes, den die ARD unterdessen hat entstehen lassen.

*

Den Wettbewerb mit den sogenannten Privaten hatte ich erwähnt und auch die Kosten; Borges hat mich da auf eine Spar-Idee gebracht: Im Vorwort seines Erzählbandes »Fiktionen« regt er an, auf das Verfassen dicker Bücher zu verzichten. Ein besseres Verfahren sei es, so zu tun, als gäbe es diese Bücher bereits, und ein Resümee, eine Inhaltsangabe vorzulegen.

Ich übertrage dies nun auf die Produktion, Sendung und Archivierung von Hörspielen, Features undsoweiter, also auf die aufwendigen und kostspieligen SR2-KulturRadio-Produktionen.

Verzichten wir künftig auf Produktion und Sendung! Der Autor oder Redakteur formuliere stattdessen einen Sendetitel, verfasse statt eines Manuskriptes eine kurze Inhaltsangabe, ein Abstract, und gebe diese direkt ans Archiv, und wir geben dann noch den einen oder anderen Suchbegriff hinzu.

Enorm viele Kosten gespart, und auch die Hauptsache ist gewährleistet: Es gibt einen Nachweis im Archiv. Und: »Wir vom Archiv« werden nicht arbeitslos.

Wie gesagt: Diese Spar-Idee verdanken wir dem lateinamerikanischen Literaturpapst Borges; fast auf den Tag genau einhundertfünfzig Jahre nach Goethe wurde er geboren. 1999 hätte auch ein Borges-Jahr sein können!

*

Was wären die Jubeljahre ohne die Archive? Die Literaturwissenschaftlerin und Romanautorin Sigrid Damm zum Beispiel ist, wieder einmal, anlässlich des Goethe-Jahres, in diese Archive hinabgestiegen; selbst Haushaltsbücher hat sie mit Leben beseelt, nachzulesen beziehungsweise nachzuvollziehen, ich erinnere an die Kraft des Lesers, in ihrem Bestseller »Christiane und Goethe«.

Bekannt wurde Sigrid Damm durch ihren außerordentlich lesenswerten Roman über den Dich-

ter Jakob Michael Reinhold Lenz, »Vögel, die verkünden Land«. Auch für diesen Roman bedurfte es der Vorarbeit in den Archiven; die Autorin forschte unter anderem im estnischen Tartu, in Riga und in Moskau. In einem Vortrag über das Verhältnis von Schriftstellern und Archiven resümierte sie 1992 ihre eigenen Erfahrungen:

»Sind Archivare Mitarbeiter an Büchern? In gewissem Sinne ja. Ich bin ihnen allen zu Dank verpflichtet, die Erwähnung im Nachwort ist nur ein kleiner Ausdruck dafür. Ob es ein Stadtarchiv oder ein Familienarchiv, die Handschriftenabteilung einer Staats- oder Universitätsbibliothek oder die großen Archive in Weimar und Marbach sind, – die Form des Zugangs, der Grad der wissenschaftlichen Aufbereitung des Materials ist immer entscheidend.

Ebenso wichtig aber ist für mich als Schriftstellerin die menschliche Komponente. Ich habe viel von Archivarinnen und Archivaren gelernt, von ihrer Genauigkeit, ihrem Fachwissen. Besonders hat mich immer beeindruckt, was gemeinhin als skurril gilt: ihre Detailversessenheit, die liebevolle Nähe zum Gegenstand, die auch manchmal zum Nichtloslassenkönnen verführt oder zum eifersüchtigen Besitzdenken. Dennoch unterscheidet sich selbst das für mich wohltuend von einer Literaturwissenschaft, wie ich sie punktuell in den westlichen Ländern zu beobachten glaube. (...) Wissenschaftsbetrieb, Profilierungszwang, harte Konkurrenz, Stellungsuche sind gegen das DIE-NEN, d. h. die Arbeit im Archiv gerichtet, die ja immer auch Kleinarbeit, langwierig, zeitaufwendig, oft unscheinbar ist. (...)

Die Archivare (...) – so meine Beobachtung – haben sich (...) jene kleinen Bleigewichte an den Füßen bewahrt, die sie mit der Erde verbinden, d.h. mit den existenziellen Vorgängen im Leben und Werk der Dichter. Ihr Umgang mit ihnen ist daher für mich lauterer, ethischer, auch intimer. Das kommt mir als Schreiberin sehr nahe. Zudem: die Arbeit an einem Buch, die ja durchschnittlich vier bis fünf Jahre dauert, ist immer von Krisen und Spannungszuständen begleitet. Und der Archivar ist – vom Arbeitsgegenstand her – für den Schreibenden fast die einzige Kontaktperson. Auch psychologisch gewinnt er daher eine Bedeutung. Die Räumlichkeit eines Archivs, die Art der Aufnahme des Benutzers, der Umgang der Mitarbeiter untereinander, das gesamte Klima werden vom Schreibenden sensibel wahrgenommen.

Einmal, erinnere ich mich, stand im Archiv in Marbach auf meinem Arbeitsplatz ein kleiner Korb mit Erdbeeren. In Riga, im düsteren, staubigen hohen Archivraum lag oben auf dem Kasten mit Lenz-Handschriften mehrmals ein »Mischka«, eine Praline, im Werk »Roter Oktober« gefertigt, was unübersehbar in kyrillischen Buchstaben auf den dreifachen Papierumhüllungen aufgedruckt war«.

*

Über Jakob Michael Reinhold Lenz und seinen Aufenthalt in den Vogesen Anfang 1778 gibt es ein Tagebuch, geschrieben von Pfarrer Oberlin – in diesem Fall eine Art Archivar oder auch Dokumentar. Georg Büchner war es, der dieses Dokument, das Oberlin-Tagebuch, entzifferte, es mit Leben erfüllte. In seiner Lenz-Erzählung verdichtet er Lenzens Wahn, alles wissen, haben und können zu wollen – der anmaßende Wahn vielleicht auch der Archivare, auf jeden Fall derjenigen, die sich, vor dem Bildschirm hockend, im Internet verfangen haben:

»...es drängte in ihm, er (Lenz – B. L.) suchte nach etwas, wie nach verlorenen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm alles so klein, so nahe, so nass, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, dass er so viel Zeit brauchen würde, um einen Abhang hinunter zu klettern, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse Alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal (...) riss es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe tat«.

Man kann das auch kürzer sagen: »Die Welt ist nicht genug«. So lautet der Titel des neuesten »James-Bond«-Filmes.

In der Lenz-Erzählung dann aber auch eine andere Sichtweise: Plädoyer für eine Art Bescheidenheit – auch dieses Wort übrigens ein Archiv: Scheiden ist darin enthalten, Abschied, Trennung. Georg Büchner lässt Lenz, dieser scheint von seinem Wahn befreit zu sein, gegen das Prinzip Archiv argumentieren, gegen das Festhalten-Wollen. Esoterisch gesagt: »Man muss auch loslassen können«. Überzeugender finde ich die folgende Büchner-Lenz-Passage: so schön, dass ich sie, gegen ihre Intention, dann doch festhalten möchte:

»Wie ich (d. i. Lenz – B. L.) gestern neben am Tal hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haare auf, die andre half ihr; und das goldne Haar hing herab, und ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht und die andre so sorgsam bemüht. (...) Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können (...). Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwelendsten Töne gruppieren, lösen sich auf. Nur eins bleibt: eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert, man kann sie freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen und dann Alt und Jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotieren (=schwätzen, faseln – B. L.) und sich entzücken lassen«.

Gerade vor dem Hintergrund des nun schon wieder vergangenen Goethe-Jahres erinnert das an faustische Gelüste: »Verweile doch, du bist so schön«. Wer mit diesem Wunsch alleine sich nicht begnügen will, muss bekanntlich einen Pakt mit dem Teufel eingehen.

Oder, das ist wiederum nachzulesen im Alten Testament: Wer sich nicht trennen kann, wer zurücksieht, um die Vergangenheit noch einmal zu durchwandern, der wird letztlich selbst erstarren – wie Lots Frau zu einer Salzsäule.

Bekanntlich schaute sie zurück auf Sodom und Gomorra, was mir den Übergang erlaubt zu einem in gewisser Weise sehr persönlichen Zitat. Mit seinem Roman »Sodom Berlin«, der vor dem Hintergrund der Novemberrevolution 1918 spielt, gestattet uns der Elsässer Ivan Goll auch einen Blick in das Archiv dieser Revolution:

»Bertell war der Archivar der Revolution. Er saß immer am Schreibtisch und schnitt gerade Zeitungsartikel aus, wenn man hereinkam. Seine Tageszeitungen türmten sich über ihm wie ein Haufen Schnee; er füllte einen Aktenordner nach dem anderen, denn er schrieb an einer Historie seiner Zeit. Da das Werk unter seinen Händen wuchs, war ihm zumute, als forme er mit ihnen das pulsierende Leben«.

Während der Puls der Revolution, so zeigt es der Roman, tatsächlich schon lang nicht mehr schlug.

*

Pulsieren oder erstarren, festhalten oder loslassen, wieder durchwandern oder die Einmaligkeit des Augenblicks genießen, also dieses nur eine Mal, das immer auch ein Wundmal ist, seine Spuren hinterlässt – anlässlich eines Bildes von Paul Klee, des »Angelus Novus«, nennt Walter Benjamin die Pole dieses »Widerstreites« »Verzückung des Einmaligen, Neuen, noch Ungelebten« und »Seligkeit des Nocheinmal, des Wiederhabens, des Gelebten«. Und die dialektische Einheit dieser Pole nennt er, obwohl der klesche »Engel der Geschichte« entsetzt ist über die »Katastrophe der Vergangenheit«, »das Glück«. Anders gesagt: Glücklich sein kann dieser Engel allein dann, wenn sein Weg in die Zukunft zugleich auch eine Heimkehr ist: »Auf keinem Weg (hat er) Neues zu hoffen als auf dem der Heimkehr«. Voraussetzung ist, dass er, so Benjamin, »einen neuen Menschen mit sich nimmt. So wie ich, kaum dass ich zum ersten Male dich gesehen hatte, mit dir dahin zurückfuhr, woher ich kam«.

In diesem, angesichts der historischen und angesichts auch der persönlichen Katastrophen, trotzigen benjaminschen Augen-Blick des Glücks erkenne ich nicht zuletzt den Zustand des Verliebtseins: bei der oder bei dem Fremden zu Hause sein. Immer wieder das Neue, immer wieder das Neue noch einmal! Ich vermute, auch die Wege über das »weite Feld« des Archivs führen

letztendlich alle genau auf diesen Zeit-Punkt. Mag sein, dieses Glück dauert nicht länger als nur eine Stunde, französisch *l'heure*. Denn glücklich heißt *heureux / heureuse*. Diese glückliche Stunde, so habe ich gehört, liegt irgendwo über dem Regenbogen.

*

Bevor ich zum Schluss komme, ein weiteres Geständnis: Georg Büchner und Sigrid Damm habe ich gelesen, Goethe, Borges, Benjamin ..., naja, den zu Beginn erwähnten Grass-Roman aber nicht – wie hätte ich auch, denn bekanntlich hat Herr Reich-Ranicki diesen Roman ja nicht nur ver-, sondern sogar zerrissen; dokumentiert ist das auf einem »Spiegel«-Titelbild. Und so kenne ich auch nur ein paar Schnipsel Papier, die übriggeblieben sind von diesem Roman.

»Wir vom Archiv«, lese ich da, und weiter: »nannten ihn«, »Wir vom Archiv« also »nannten ihn«, aber schon kann ich das nächste Wort nicht mehr entziffern: »Fonty« könnte das heißen oder auch »Sponti« – ich weiß es wirklich nicht.

Ich muss mir also meinen eigenen Reim machen und sage: Wir vom SR-Bereich Archive, Bibliothek, Dokumentation (ABD) nannten ihn Chef. Das war er ja auch. Von 1975 an bis zum angeblichen Jahrtausende. Ich denke, das sind, zumal für einen Archivar, angemessene Zahlen beziehungsweise Daten – die im übrigen auch die Länge dieser Rede rechtfertigen. Beinahe ein Vierteljahrhundert, innerhalb dessen Frank Rainer Huck den ABD-Bereich zu einem bedeutenden Bestandteil des Saarländischen Rundfunks fortentwickelte – ich bin sicher, man ist sich in diesem hohen Hause, hoch oben auf dem Halberg gelegen****, bewusst, dass die viel beschworene Medienkompetenz des SR auch ihm zu verdanken ist: Frank Rainer Huck.

*

Die nur unwesentlich andere Hörfunkfassung endete mit dem Hinweis auf den benjaminschen Augen-Blick des Glücks, genauer gesagt: mit der Anregung, die glückliche Stunde irgendwo dort über dem Regenbogen zu suchen.

Bedanken möchte ich mich vor allem bei Gerd Schäfer und Ralph Schock sowie bei meinen KollegInnen Rainer Bernardi, Sophie Comperl und Alfred Kuhn. Und natürlich bei Frank Rainer Huck.

**** Tatsächlich ist es so: Der Saarländische Rundfunk liegt nicht, er steht auf dem Halberg – immer noch.

Bert Lemmich, Jahrgang 1955, geboren in Itzehoe (Schleswig-Holstein), wurde beim ehemaligen Südwestfunk in Baden-Baden zum Wissenschaftlichen Dokumentar und Dokumentationsredakteur ausgebildet und ist seit 1987 beim Saarländischen Rundfunk innerhalb des Bereiches »Archive, Bibliothek, Dokumentation« tätig. Zu seinen Aufgaben gehören Archivierung und Dokumentation von Wort-Hörfunksendungen (Hörspielen, Literatur-sendungen, Features). Seit 1992 werden, auf seine Anregung hin, auch Kurzbeiträge der regionalen Berichterstattung (»SR 3 Saarlandwelle«) archiviert und dokumentiert.

